

Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert

Autor(en): **Schilling, Helmut**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634863>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Direktor lächelte mit einem grünen Glitzern in den Augen.

Lothar errötete. Der Hinweis auf seine Feder gab ihm jedoch die Sicherheit wieder. Im Seminar hatte man ihn Mörike getauft und zuweilen auch Pestalozzi. Aber die lyrischen Produkte waren zugleich mit den Poetikstunden versiegt. Indessen hatte ihn vor allem der pädagogische Geist erfasst, und ein stiller Ehrgeiz ging auf kein geringeres Ziel, als ein Buch zu schreiben, im Gehalt und in der Form wie Lienhard und Gertrud, nur dem modernen Leben und Streben angepaßt. Sich mit einem Buche in die hübsche Legion eines Bücherbestandes eingereiht zu sehen, war Lehrer Lothars sehnlischer Wunsch.

„Herr Lehrer, in Offenheit“, sprach der Direktor und neigte sich über den polierten Tisch, „also, Sie meistern die Feder.“

Lothar antwortete munter: „Das müßte erst in der Öffentlichkeit erprobt werden.“

„Kennen Sie den ‚Landboten‘?“

„Ja, Herr Direktor, ich habe die Zeitung hin und wieder gelesen.“

„Und haben Sie ihn nach Ihrem Geschmack gefunden?“

Lothar stutzte ob der Wendung des Gespräches, fand jedoch die Entgegnung: „Ich bin in der politischen Einstellung laie, und ich möchte es als Lehrer auch bleiben.“

„Versteht sich: „Politisch Lied, ein garstig Lied.“ Von Goethe, nicht wahr? Es ist lange her, seit man in den

schönen Künsten herumschmöderte. Das Leben zerquetscht oft die sogenannte Poesie.“ Nun rollte des Fabrikherrn Stimme voll und schön, als er von seinem Lieblingsthema sprach. Er legte die Verhältnisse des „Landboten“ dar wie die Uebersicht einer sauberen Abrechnung. Er bezeichnete die Zeitung als ein führendes Organ der Zukunft, rechtschaffen liberal und sozial, gesund und echt, so eingestellt, daß die Menschen doch endlich aus ihrer konservativen lethargie erwachen müßten, denn ein Krebsübel bestehe darin, daß die Mehrheit noch immer nicht die Verbindung mit der Technik und dem gesunden Fortschritt habe finden können. Der „Landbote“ habe sich zur Aufgabe gemacht, für frische Aufklärung zu sorgen, besitze tüchtige Redaktoren, und der Verwaltungsrat selber halte Umschau nach jungen, gewandten Mitarbeitern. Er, der Direktor, habe sich den Lehrer Waldauer ausersehen, und er hoffe, daß dieser das ehrenvolle Anerbieten annehme. Die finanzielle Basis des „Landboten“ gestatte es, auch die Korrespondenten anständig zu honorieren.

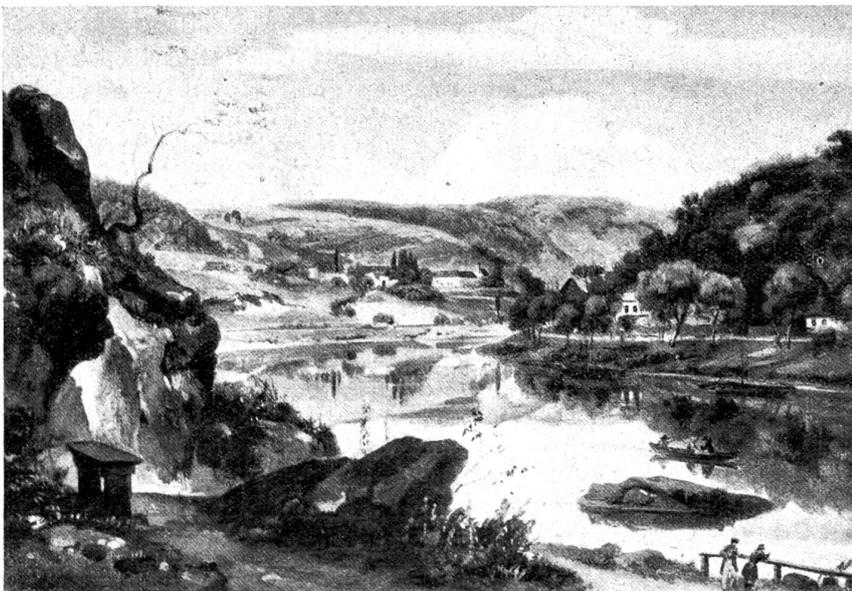
Der Lehrer war von dem unerwarteten Antrag freudig überrascht, bat sich jedoch Bedenkzeit aus. Er fürchtete, in das Gehege der Politik und in einen Hinterhalt gelockt zu werden.

„Selbstverständlich dürfen Sie mit sich zu Rate gehen“, sagte der Direktor. „Ich gedachte Ihrem strebsamen Geiste ein Angebot zu machen, das man nicht einem jeden präsentiert. Wir leben auch nicht mehr im Schlaraffenland, wo den jungen Leuten die gebratenen Tauben in den Mund fliegen.“ (Fortsetzung folgt.)

Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert.

Sucht die Kunsthalles Bern für ihre zeitgenössischen Ausstellungen die Bilder gewöhnlich in modernen Galerien, Sammlungen und Ateliers, so erhält sie diesmal die Leihgaben aus dem Bestand altanerkannter Sammelstätten, darunter die bekanntesten Namen deutscher Gemäldegalerien und deutscher sowie auch schweizerischer Privatsammlungen, und

vereinigt malerische und zeichnerische Werke, die allesamt schon bleibende Stätte gefunden haben. Gegen zweihundert Bilder des deutschen 19. Jahrhunderts geben einen prächtvollen Ueberblick über Wesen und Wollen einiger landschaftlich, vaterländisch, bürgerlich, auch religiös gebundener Generationen.



Ernst Fries: Stift Neuburg und das Nekartal. (Ausstellungskatalog.)

Für die Berner Kunsthalles und ihren Sekretär, Dr. Huggler, bedeutet das Zustandekommen solch umfassender — wenn auch längst nicht lückenloser — Rückschau große Genugtuung, haben sich doch die deutschen Galerien seit dem vernichtenden Brand des Münchener Glaspalastes 1931 bis zu diesem Winter nicht mehr entschließen können, eigenen Besitz (besonders an Romantikern) als Leihgabe zu Sammelausstellungen an dritten Ort zu senden. Daß nun gerade die Schweiz das Vertrauen des deutschen kunstliebenden Volkes besitzt, ehrt sie sehr und wird sich auch dahin auswirken, daß von ihrer Seite dem künstlerischen Schaffen des verwandten Volkes Würdigung entgegengebracht wird.

Eine schöne Doppelaufgabe liegt somit über der bis 1. März währenden Ausstellung. Aufgabe, von der die Künstler selbst allerdings kaum wußten: ihre Ziele waren so sehr und lobsam im Reinkünstlerischen verhaftet, daß sie politische Trennungslinien nur flüchtig be-

achteten und — zwar durchaus und entschieden vom Deutschtum, von deutschem Empfinden, deutscher Landschaft, deutschem Bürgertum und Herkommen ausgehend — sich an den niederländischen und italienischen Meistern schulten, sowie fremde Landschaft und Geschichte schilderten.

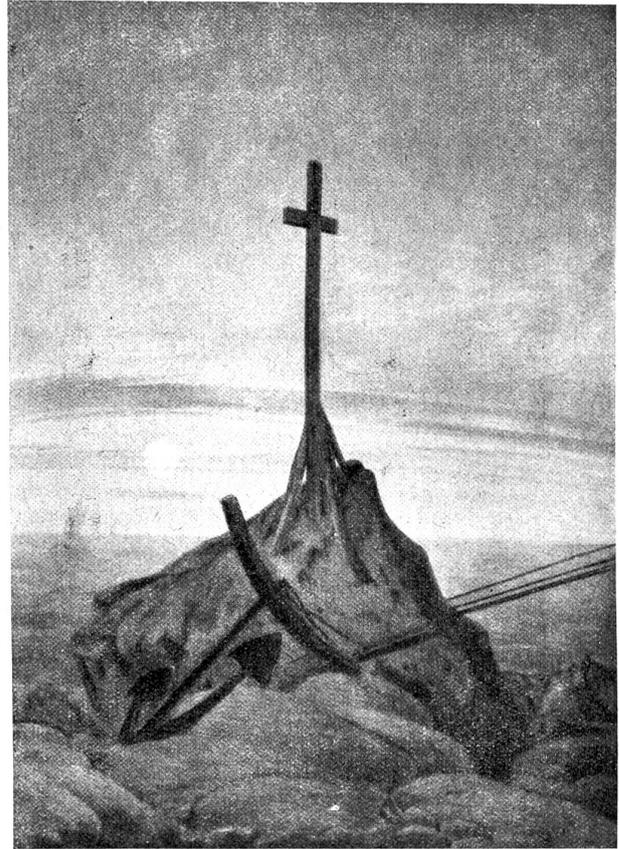
Mit den deutschen Malerromantikern — Caspar David Friedrich, Blechen, Fries, Dillis, Carus, Knip, Rohden, den beiden Achenbach u. a. m. — brach nicht etwa nur jenes Moment in die deutsche, ja europäische Kunst ein, das heutzutage so gern belächelt und als altertümlich sentimentale und tantenhaft abgetan wird: Gefühl, Stimmung, Idyllik, Nuancierung, Kleinkunst — sondern es entstand eine den Großteil des 19. Jahrhunderts charakterisierende Kunst, die in schärfster Beobachtung die bislang kaum geahnten Feinheiten im landschaftlichen und bürgerlichen Leben zu erfassen suchte. Jedes einzelne Bild wurde mit ganzem Aufwand an Vorschulung, mit peinlicher Durchdringung des Ideengehalts und schließlich mit größter Hingabe an die Ausführung erarbeitet. Nach pompösem Barock und tändelndem Rokoko erfolgte ein leidenschaftliches, unablässiges, beglückendes Selbstbefinnen auf deutsche Eigentümlichkeit und deutschen Lebensraum. Spiel rückte in den Hintergrund, Arbeit (feine, unscheinbare, doch in sich selbst verliebte Arbeit!) in den Vordergrund.

Wissen wir um solch ernsthaftes Wollen der ersten Malergeneration des 19. Jahrhunderts, so können wir uns in den Räumen der Kunsthalle bewegen, ohne eine Großzahl der Bilder zwar zeichnerisch durchdachte, doch malerisch uninteressante und jedenfalls „veraltete“ Werke zu nennen. Die Bilder der Romantiker waren die jüngsten, die für ein Jahrhundert richtunggebenden Schöpfungen. Sie trachteten, aus dem Volksganzen herausgeschaffen, einen ebenso lebendigen Zeitgeist wiederzugeben, wie wir ihn auch in der heutigen Kunst sehen wollen und gerade wegen seiner Zeit- spiegelerung wahr und impulsstark nennen.

Ueber die Romantiker, von deren späten Rettern, Schwind und Richter, einige ansprechende Blätter vorhanden sind, finden wir zu jenen beiden, die vor allem als Maler die romantische Liebe zum Historischen einerseits und zum Bürgerlichen andererseits an heimischen Themen gestalten und weit über die deutschen Grenzen hinaus dem Beschauer wert machen: Menzel und Spitzweg. Die Feinkunst der beiden zaubert imponierend ausgeschaffte Visionen und konkrete Darstellungen, Menzel in der Farbgebung und Spitzweg in einem Strandbild schon stark an modernere Auffassung der Motive gemahnend.

Diesen Dichtern der Palette gefellte sich der tiefernste Humorist Wilhelm Busch, der mit einigen vorzüglich in braunen Tönen schwebenden Bildern — Stilleben, Bildnis, Landschaft — als Maler vertreten ist. Die an Format bescheidenen Werke der Romantiker, die jeweils eine — oft sehr stark spürbare — Symbolgebung über das Gesamt der Darstellung zu zwingen suchen, weiten sich in den menschlichen Bildnissen eines Leibl, Marées, Ranski, Feuerbach, Trübner, bei denen die Kleinlandschaftliche Fernsicht durch nahes, ideelles Schauen ersetzt wird. Auch diese Maler, durchaus deutsch, verraten italienische Schulung oder Aufenthalte (Marées und Feuerbach vor allem), und Raphaelische Malkunst beim einen oder griechische Auffassung beim anderen erweisen, daß der Begriff „deutsch“ nicht als grenzhast abgestedt, sondern welttoffen und manchem bewährten Stil angeglich, sogar abhängig aufzufassen ist.

Rethel etwa, auch Cornelius und die Nazarener sind in dieser Ausstellung nicht zu sehen. Ist dies unbedingt ein Schaden, wenn die Reichhaltigkeit uns mit so vielen anderen Exponenten des 19. Jahrhunderts wie Rottmann, Uhde, Wasmann, Lenbach, Thoma erfreut? Wir haben in der Schau des Gebotenen so großen Genuß, einen Genuß nämlich zusammenhängenden Erkennens und Erfassens,



Caspar David Friedrich: Kreuz an der Ostsee. (Ausstellungskatalog.)

daß uns auch ohne Hinüberführung in die Malerei der letzten Jahrhundertwende Genüge getan ist und daß wir leicht einsehen mögen, wie sehr — neben der französischen Malerei des 19. Jahrhunderts — diese deutsche, ja nach Holbein und Dürer deutscheste Malerei für diejenige der heutigen Schweiz maßgebend geworden ist.

Unsere Gänge durch die Kunsthalle gelten also nicht einer Schau des Veralteten, sondern der wahrhaft jugendlichen, wegbahnenden und vielfach stärkeren, vorweggenommenen Erfüllung heutiger Kunststrebens.

Helmut Schilling.

Der Uhrmacher.

Von Edgar Chappuis.

Es tickt und takt um ihn, der schafft und schaut,
mit zarter Hand das feine Uhrwerk baut.

Es liegen Rädchen da und rote Steine
und viele Instrumente groß und kleine,
alles bereit, das Uhrwerk zu vollenden,
durch regelmä'gen Gang die Zeit zu spenden.
Noch liegt dies alles tot und ohne Leben,
der Meister muß ihm erst Erweckung geben. —
Rädchen um Rädchen ins Gehäus geschlossen,
das Ganze wächst durch Arbeit unverdrossen.
Und wenn's vollendet ist, zu guter Stunde,
dann gibt genau die Zeit es jedem Kunde.
Es tickt und takt um ihn, der schafft und schaut,
mit zarter Hand das feine Uhrwerk baut.